

## Lebenszeichen

Bestimmen kannst du gar nichts als Gärtnerin. Ein Garten ist eigenwillig. Er lässt sich nichts aufzwingen. Er hat seinen eigenen Stil. Vorschläge kannst du machen, Anregungen geben, das ja. Seit Jahren schlage ich zum Beispiel dem Hibiskus vor, doch einfach mal zu blühen. Doch leider: Er ist weit davon entfernt, meinen Vorschlag anzunehmen. Zwar steht er recht aufrecht da und grün ist er auch. Aber Blüten – nein. Empfindliche Wesen, lese ich. Zu viel Wasser oder zu wenig, zu viel Sonne oder zu wenig – alles abträglich. Einmal hat er tatsächlich kleine Knospen hervorgebracht. Endlich. Aber dann, was soll ich sagen, sie wurden gelb, dann fielen sie ab. Wahrscheinlich zu viel Wasser. Oder zu wenig. Nun stützt der Hibiskus den neben ihm stehenden Rosenstrauch, der Jahr für Jahr prächtig blüht. Immerhin, da hat er doch eine Aufgabe.

Seit ich einen Garten habe, kann ich meine Hoffnungen klar benennen: Dass die Clematis sich erholt und im nächsten Jahr wieder austreibt. Dass die Stürme die Bäume verschonen. Dass die Stockrosen nach der mühsamen Aufzucht endlich Blüten zeigen. Nach fünf Jahren weiß ich immer noch nicht, welche Farben sie haben.

Ein Garten erweitert den Schatz wertvoller Erfahrungen um ein Vielfaches. Allerdings geht es nicht allein um Blütenpracht und Sonnenschein. Die Schnecken, die Zecken, die Mücken, der Hexenschuss – die Plagen zu verschweigen ergäbe ein falsches Bild. Es gilt zunächst, Freude und Frust im Gleichgewicht zu halten. Eine Lehre, die als Lebensprinzip gut zu gebrauchen ist. Nicht allein der Hibiskus, auch die blaue Iris, die ich so liebe, kann sich nicht entschließen, mich zu lieben. Letztes Jahr war sie noch da, in diesem Jahr ist sie nicht mehr aufzufinden.

Dafür verbreiten sich Pflanzen, denen ich das nie zugetraut hätte, erstaunlich gut. Ein kleiner Waldmeister, auch Maikraut genannt, an einen schattigen Ort gepflanzt, wo bis dahin nichts gedeihen wollte, hat ihn binnen kurzem vollständig begrünt. Oder der Sonnenhut. Den hatte ich ganz vergessen. Er muss ein Untergrundleben geführt haben, jahrelang. Ausgerechnet der viele Regen in diesem Sommer hat den Hut ans Licht gelockt.

So ist der Garten immer gut für Überraschungen. Andauernd stellt er vor Geduldproben und beschenkt dich doch so reich, dass du mit dem Aufzählen an kein Ende kommst. Allein die Möglichkeit, im Sommer mit der Teetasse in der Hand barfuß durchs Gras zu laufen und so die Stimmung und die Temperatur des Tages zu testen. Oder nimm das Glitzern der Regentropfen auf den Bambusblättern – ein Genuss. Täglich erzählt der Garten von Gewinn und Verlust. Von Beginn und Vergänglichkeit. Vom Ein- und Ausatmen des Lebendigen.

Es war die Zeit, als es galt, andere Menschen zu meiden. Wer allein war, blieb es lange. Für mich bildeten die Vögel im Garten und ums Haus herum den engsten Freundeskreis. Sie waren so wunderbar unbehelligt von allem, was uns Menschen, zu schaffen machte. Sie lebten wie gewohnt, sie sangen! Unversehens rückte das Leben vor dem Fenster ins Zentrum meiner Aufmerksamkeit. Ich durfte mich als Teil der Natur fühlen - und war nicht allein.

Wobei der Blick in die Weite, in die Höhe auch aus dem Garten möglich ist. Die Wolken mit ihren vielen Gestalten haben es mir besonders angetan. Es gibt Wolken wie große Tiere, die gemächlich dahinziehen, ganze Herden vom Wind angeschoben oder gejagt. Scharfe Konturen, die sich vom blauen Himmel deutlich abheben, wattig- aufgebauschte Gebilde. Den Gesetzen des Klimas folgend, bilden die Wolken Gesichter oder phantastische Bauwerke, was immer man hineinsehen will. Ein fortwährendes Entstehen und Vergehen, eine fließende Bewegung, lebendig, unerschöpflich.

Und dann das dunkle, immer dunkler werdende Blau des Abendhimmels, bis Formen und Farben vom Schwarz verschluckt sind. Gewitterregen, der auf die Buchenblätter prasselt, die scharfe, manchmal auch weiche Kontur des Mondes, wenn er vom Nebel umhüllt ist, die wechselnden Stimmungen des Lichts – ein unterschätzter Reichtum.

Die Vögel gehören nach wie vor zu den engsten Freunden.

Vor allem auf das Rotkehlchen kann ich mich verlassen. Hätte ich ein Wappen – das Rotkehlchen wäre darauf zu sehen. Dieser Vogel zeigt Menschen gegenüber echtes Interesse, und das zu jeder Jahreszeit.

Das Rotkehlchen sieht mir interessiert zu. Ein fragender Blick. Offenbar will der Vogel wissen, warum ich zum Besen oder zur Schaufel greife und was sich dadurch verändert. Jeden

falls stelle ich mir vor, dass das Rotkehlchen das alles ganz genau wissen will. Gut gelaunt, wie es scheint, kommt es mir ziemlich nah, zutraulich und scheu zugleich. Kontaktfreudig ohne sich aufzudrängen.

Wir beobachten uns gegenseitig. Der Vogel meine Eingriffe in sein Revier. Ich, wie er sich hermacht übers Futter. Wie er in einer flachen Schale badet. Das Rotkehlchen nimmt sich Zeit fürs eine wie fürs andere. Ein Genießer. Die Fläche für die Sonnenblumenkerne ist klein: Ein Baldachin, drei dünne Ketten, daran hängt das runde Tellerchen. Gerade so groß, dass ein Vogel Platz findet. Das Rotkehlchen frühstückt ausgiebig. Anders als die Meisen, die in Gruppen kommen, sich blitzschnell einen Kern schnappen und damit im Gesträuch verschwinden.

Auch beim Baden in der flachen Schale kennt mein Wappenvogel keine Eile. Eine Weile tänzelt er am Rand der Schale. Hüpfert wohl auch von einer Seite auf die andere. Zuerst nimmt der Schnabel ein paar Tropfen. Schnelle prüfende Blicke in die Runde. Sicherheit geht vor Badelust. Dann der Hüpfert hinein.

Die Flügel sind nicht nur zum Fliegen da, sie können auch Wasser schaufeln. Das Köpfchen taucht ein. Spritzer über den Rand hinaus. Ein einziges Vergnügen. Das pure Glück, so sieht es aus. Kurzes Innehalten, auf dem Rand der Schale hockend. Sich plustern in der warmen Luft. Dann schnell entschlossen noch einmal hinein, warum nicht. Die Flügel in ständiger, flirrender Bewegung. Endlich fliegt er die kurze Strecke hinüber auf einen Zweig. Dort angekommen, wird geschüttelt, geplustert, gewippt, geschaukelt. Zwei- dreimal wird der Schnabel am Ast gewetzt. Rechts, links, rechts.

Eine Freundin erzählte, dass ihr mal ein Rotkehlchen auf einem Friedhofsweg entgegen gehüpft kam. Sie meinte einen Gruß ihres verstorbenen Mannes darin zu erkennen. So sind sie, diese Vögel: Sie leisten uns Gesellschaft auf die gewünschte Weise. So jedenfalls teilt sich mir das mit.

Der Spaß beginnt im Frühling. Der macht seinem Namen Ehre, er kommt von Jahr zu Jahr früher. Die fortschreitende Erwärmung. Im April dann regelmäßig Nachtfrost, der die Blüten killt. Besonders betroffen die Magnolie, auch die Apfelblüte und die frühe Azalee.

Die Vögel scheinen unbeeindruckt. Bereits im Januar, an milden Tagen, gibt die Amsel die Losung aus. Über Jahre dieselbe Melodie. Viersilbig. Kurz-lang-lang-kurz. Drei Tonhöhen. Sie fliegt rasant, wie getrieben, als gelte es, einen wichtigen Termin einzuhalten. Daneben liebt sie die hüpfende Vorwärtsbewegung am Boden. Energisch rupft sie Laub von den Beeten, unter den Sträuchern hervor, aus der Dachrinne hinaus. Rabbat gegen Artgenossen, wenn die ihr in die Quere kommen. Ihr Schnabel zieht Gewürm aus dem Boden für die Brut oder hackt sich abgefallene Früchte zurecht für den eigenen Bedarf.

Darüber hinaus verfügt sie über magische Fähigkeiten: Es ist ganz gewiss der Schnabel der Amsel, der das Morgenlicht am Horizont hervorzieht. Das Menschaugen nimmt noch nicht den feinsten Silberstreifen wahr. Die Amsel weiß es besser. Ihrem Ruf folgt nach kurzer Frist der Sonnenaufgang. Ein vielstimmiger Chor begrüßt das Licht. Alle machen mit. Nach leisem Beginn schwillt es an, ein Gewebe aus Klängen. Ein Daseinsjubiläum ohne Gleichen. Freunde, es geht wieder los!

Jetzt ist er da, der Tag. Das Fest in vollem Gang. Abends wird das Licht vielstimmig verabschiedet. Im Frühling, im Hochsommer, wenn es um neun noch hell ist, singt der Amselmann vom höchsten Ast sein Lied. Thema und Variationen. Ein experimentierfreudiger Sänger. Kein Pflichtprogramm. Eine Kür im schönsten Sinne, virtuos und leidenschaftlich vorgetragen.

Amseln verfügen über das Talent, akustisch umzusetzen, was sie zu hören bekommen. Pfiffe zum Beispiel, die sie wiederholt zu hören bekommen, bauen sie ins eigene Programm ein. Ich habe mit meinen unzureichenden Mitteln versucht, die Melodie, die der Amselmann vorgegab, nachzupfeifen. Kurz – lang – lang- kurz. Er ist mit seinen Möglichkeiten darauf eingegangen. Wir haben uns abgewechselt. Mal er, mal ich.

Mir ist schon klar: Was Vögel tirilieren, zwitschern, jubeln, schmettern, hat vor allem mit Art-erhaltung zu tun haben, mit Revierverteidigung und Partnersuche für den fälligen Nestbau. Der künstlerische Mehrwert ist nicht beabsichtigt. Tatsächlich bewirkt der Gesang noch etwas, das über die unmittelbaren Interessen der Sänger hinausgeht. Ihre Lieder verscheu

chen schwarze Gedanken aus menschlichen Gemütern. Kein Albtraum kann sich halten. Fiese Sorgen, die den frühmorgendlichen Halbschlaf zu untergraben versuchen, lösen sich einfach auf.

Es heißt, der Gesang der Vögel wirke beruhigend auf Menschen. Für mich stimmt das. Alles in Ordnung, lautet die Botschaft, der Tag beginnt, die Sonne geht auf auch heute wieder. Du musst keine Angst haben.

Spatzen gibt es nicht mehr bei uns. Ein Posten mehr auf der Verlustliste. Früher mal, da haben sie sich abends im Fliederstrauch an der Hausecke getroffen und schwadroniert. Tag für Tag. Weiter südlich sind sie noch anzutreffen, wo sie dreist und gerne zu mehreren auf die gedeckten Tische der Menschen vorrücken. Sie klauen sich die Zuckertütchen. Erwartungsvoll und ohne Scheu blicken sie den ganz gewiss herabfallenden Krümeln entgegen, wo immer sie Menschen kauen sehen.

Im Garten fühlt sich außer den Meisen, den Rotkehlchen und Amseln der Zaunkönig zu Hause. Ein brauner Winzling, dessen knisternde Laute aus der Hecke dringen. Der Eichelhäher überfliegt den Garten in hohem Tempo. Im Sommer schwirren die Libellen. Gelegentlich kommt das Dompfaff-Paar zur Futterfläche. Während die Frau Körner pickt, wartet der Mann im Geäst. Dann tauschen sie die Plätze. Ein Lehrstück für Grafiker könnte der Buntspecht sein. Schwarz-weiß und Rot, wie von Künstlerhand gezeichnet. Laut und schrill sein Ruf, als hätte er hier das Sagen.

Breitet sich schlechte Laune aus, kann es genügen, den Eichhörnchen zuzusehen, wie sie in Spiralen um den Stamm des Ahorns flitzen, einander übermütig verfolgend.

Zu hören das Geräusch ihrer Krallen auf der Rinde.

Manchmal kommt die Ratte. Vorsichtig, sie weiß, sie wird nicht geschätzt. Haben die Vögel ein paar Körner über den Rand des Tellerchens geworfen? Hastig schnuppert sie und verschwindet wieder. Sehe ich einen Igel, bin ich entzückt. Sehe ich eine Ratte, fehlen mir die Worte. Was kann sie dafür, dass ihre Vorfahren meinen Vorfahren die Pest gebracht haben. Kann es ein Paradies geben ohne Schlange? Einen Garten ohne Ratte?

In einem der Straßenbäume, es sind Eichen, hängt ein Elstern-Nest. Offenbar eine Art Eigentumswohnung. Eine Generation gibt sie an die nächste weiter. Im Januar, wenn noch kein Laub die Sicht auf die Baumkrone behindert, kann man es deutlich sehen. Wie eine fette Traube im Geäst, ein Riesending. Im Winter wird renoviert für die neue Brut. Die Elstern tragen Äste durch die Lüfte, größer als sie selbst. Eine Beute, die mit großem Geschick ins vorhandene Nest eingearbeitet wird.

Das Leben der Tiere - eine Exkursion in eine fremde Welt. Sie ist so nah, diese Welt, sie umgibt uns und bleibt doch rätselhaft. Ganz offensichtlich werden Menschen von Vögeln wahrgenommen, wobei das Rotkehlchen deutlich mehr Interesse für mich aufbringt als etwa der Sprech. Ob ich diesem freundlichen Vogel so sympathisch bin wie er mir? Natürlich haben Tiere ganz andere Kriterien. Ich könnte punkten mit der morgendlichen Fütterung. Mit der Wasserschale, die regelmäßig gereinigt und aufgefüllt wird. Im Efeu, der bei mir die Wände hochgeht, können sie nisten und tun das auch.

Und wahrhaftig, wem es gelingt, einen vorsichtigen Blick in ein Vogelnest hinein zu tun, hat einen guten Tag. Besser kann es nicht kommen: Pulsierendes Leben auf kleinstem Raum. Die aufgesperrten Schnäbel, sobald es Futternachschub gibt, der vielstimmige Klang ihres Gezwitzers. Das vergisst du nicht so schnell.

Wie entschlossen sie sich der Luft anvertrauen. Sie werfen sich geradezu hinein. Wer leicht ist und dazu noch Flügel hat, riskiert ja nichts. Schon haben sie sich gefangen und fliegen davon, erfüllt von Tatendrang, wie es aussieht. Die Lust an der Luft. Wie sie den Kopf wenden, schneller als man hinsehen kann. Er scheint auf ein Kugelgelenk montiert. Eine geschmeidige Bewegung, zugleich ruckartig, wie es gerade kommt. Auf den Metallstreben des Rosenbogens hüpfen sie her und hin. Gerade noch zeigt der Schnabel nach vorn, dann – Achtung, Sprung – in die andere Richtung. Kein Moment ohne Bewegung.

Die zarten Vogel-Körper überstehen Sturm und Hitze, Frost und Starkregen. Sie sind empfindlich und zäh, widerstandsfähig und anpassungsbereit. Sie sind schön. Vom Federkleid geschützt und gewärmt. Mit ihren Stimmen ermutigen sie sich gegenseitig, und für zuhören

de Menschen fällt auch noch etwas ab. Im sommerlichen Dunkelwerden sausen die Fledermäuse durch die Lüfte. Kein Bedarf an Licht. Geschickte, verwegene Flugmanöver. Lautlos.

Im Mai brüten die Dohlen auf den Schornsteinen der umliegenden Dächer. Jahr für Jahr. Eine Dohlen-Kolonie. Die Kinder müssen sofort in der Lage sein, ihre Flügel zu gebrauchen, wenn sie dem Nest entwachsen sind. Ein Haus ist hoch.

Eine saß auf einer Straßenlaterne. Sie spähte hinab. Skeptisch. Ganz schön tief, befand sie wohl. Ob es dieselbe war oder eine andere, jedenfalls hockte eines von den schwarzen Jungtieren im Garten. Anders als ihre Geschwister hatte sie den Aufschwung nicht hinbekommen. Sie kam gerade mal unter Anstrengung auf den niedrigsten Ast eines Baumes. Bei mir hockte sie im Gesträuch. Sie hüpfte heran. Mit schief gelegtem Kopf sah sie mich an. Bittend? Fordernd? Unübersehbar, dass sie sich Hilfe versprach. Wasser stellte ich ihr hin. Ihr Trinken sah aus wie bei Hans Huckebein, den Wilhelm Busch gezeichnet hat: Der Schnabel wird eingetaucht, der Kopf zurückgelegt, auf dass das Wasser die Kehle hinunterrinnen kann.

Damit war die Not, nicht anständig fliegen zu können, allerdings nicht aufgehoben. Am Morgen des nächsten Tages, hockte sie auf meiner Fensterbank. Ein schwarzes Unglück mit blauen Augen. Sie spähte hinein. Bittend? Herausfordernd? Ich war ratlos. Am Nachmittag haben sie sie schließlich gefunden: die Geschwister, die Eltern oder weitläufigere Verwandte. Zwei von ihnen haben mit ihr geübt. Fliegen geübt. Und schließlich hat sie begriffen, wie das geht. Ist doch gar nicht schwer!

Ein komischer Vogel, sagt ein Mensch vom anderen, wenn er ihn nicht versteht. Bei dir piept es wohl! Sie stehen für das Skurrile, über das Menschen gern lachen. *Der Rabe Ralph/ dem keiner half*, Wilhelm Busch. Einzig Heinrich Heine entwirft ein rundheraus positives Bild mit Bezug auf sich selbst: *Mein Kopf ist ein zwitscherndes Vogelnest!*

Im Frühling und im Herbst die Kranichzüge. Nein, sie bleiben nicht. Sie machen Strecke. Einer an der Spitze. Ein Dreieck. Oder mehrere. Ein paar Dutzend Tiere. Ihre Schreie, un- ausgesetzt wie die maßvolle Bewegung ihrer Flügel, lenken den Menschenblick nach oben.

Wer einen weiten Weg hat, hat keine Eile. Der Kranich – *das* Symbol für Glück. Mein Blick verfolgt sie, bis sie außer Sichtweite sind.

Ich hätte es längst erwähnen sollen: Mein Garten liegt nicht in idyllischer Einsamkeit, fern aller Hektik, abseits vom Weltgeschehen, wo sich zwischen Hecken und lieblichen Hainen Lamm und Wolf Gute Nacht sagen. Ein Garten im Ruhrgebiet. Dicht besiedelt dieser Landstrich, wo vom Land nicht mehr viel übrig geblieben ist. Dichte Bebauung, Autobahnen. Rasenmäher sind im Einsatz, Laubbläser, Rasenkanten-Schneider, sie alle setzen den Melodien der Natur einen harten Sound entgegen. Mein Basso continuo ist die A 43. Zu hören ist sie fast immer, im Winter, wenn Büsche und Bäume kein Laub tragen, kann ich auch sehen, was sich da abspielt: Stop and go oder zügiger Betrieb.

Stehe ich im Garten oder am geöffneten Fenster sind es also keineswegs die Quellen des Geschicks, die melodisch rauschend an mein Ohr dringen. Es ist der Autolärm. Mal stärker, mal schwächer, je nach Wetter und Jahreszeit. An Sonntagen, früh morgens ist es beinahe still. Sonst nur am Heiligen Abend und beim Endspiel der Fußballweltmeisterschaft.

Die Vögel geben sich unverzagten und stören sich nicht am Lärm. Sie ziehen ihr Programm durch. Von konkurrierenden Klängen und Geräuschen fühlen sie sich offenbar zu stärkerem Einsatz herausgefordert.

So wie der Sommer den Zenit überschritten hat und die Tage im Juli wieder ganz allmählich kürzer werden, schweigen sie. Da piept es noch hin und wieder, aber mit den Gesängen ist es im Wesentlichen vorbei. Ein paar Tage lang vermisse ich sie, hege melancholische Gedanken über den nahenden Abschied des Sommers, der doch gerade erst begonnen hatte. Oder nicht?

Es bleibt das Geratsche der Dohlen, die in Horden um die Häuser jagen. Schließlich willige ich ein in die Bedingungen der zweiten Jahreshälfte, in den besonderen Charme der absteigenden Linie. Das Gras wächst langsamer. Die Nachtkerzen blühen. Jeden Abend über viele Wochen springt pro Pflanze eine zitronengelbe Blüte auf, eine oder zwei, die am nächsten Morgen im Sonnenlicht vergehen.

Im Spätsommer, Ende August bleibt die Zeit stehen. Als könnte sich eine Kugel auf einer ebenen Fläche nicht entscheiden, in welche Richtung sie rollen soll. Auf den Herbst zu ein neuer Impuls.

Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.

Ich habe einen Garten und muss mich entscheiden: Die Äpfel und die stacheligen Kiwi ernten, oder sie den Vögeln überlassen. Keine schwierige Entscheidung. Vom Kiwi nehme ich, was man mit ausgestrecktem Arm erreichen kann. Nicht viel. Von den Äpfeln bekommen die Vögel die mit den Würmern.

Die Gewinnerin eines regenfeuchten Jahres ist die Hortensie. Ihr botanischer Name bedeutet: Die Wasserschlüpfende. Der Umfang der Hortensienbüsche hat sich in diesem Sommer ungefähr verdoppelt. Ihre Farben bewahren sie abgeschwächt bis Oktober und darüber hinaus, von Weiß bis Violett. Leise Abstufungen, allmähliches Verbleichen. Die Wasserschlüpferin zeigt sich im Sommer kräftig-burschikos. Im herbstlichen Vergehen beweist sie eindrucksvoll, dass Schönheit keine Frage des Alters ist.

Den Herbst kann man riechen. Fäulnis und Süße. Im Gras wachsen Pilze. An den verholzten Sträuchern wie dem Flieder, der jetzt die Blätter verliert, zeigen sich Knospen. Noch sind sie hart und braun. Aber in ihnen steckt der nächste Frühling.

Weit hinten, im schwer zugänglichen Bereich – ich nenne diesen Teil des Gartens den Dschungel – steht eine Eiche. Ein Abkömmling der Straßenbäume, der versehentlich im Blumentopf gekeimt ist. Ich habe dem Winzling im Dschungel einen Platz gegeben. Dieser Baum braucht Raum, war mein Gedanke. Er kann ein paar hundert Jahre alt werden. Vor wucherndem Gras habe ich ihn geschützt, solange das nötig war. Inzwischen ist er sicher fünf Meter hoch. Der Stamm noch immer dünn.

Kerzengerade strebt die Eiche gen Himmel, ganz auf Höhenwachstum konzentriert. Sie will über den Bambus, die wilde Pflaume und die Essigbäume hinauswachsen. Geht alles gut, ist sie hier die künftige Königin: In einer Zeit, die meine Zeit nicht mehr sein wird. Schon breitet sie schattenspendend die Zweige aus. Ihr Laub durchläuft im Herbst leuchtende Farben.

Gelb ist dabei. Sonnenstrahlen machen Gold daraus. Später erscheint dunkles Rot. Vom Licht beschienen steht sie für ein paar Tage in Flammen.  
Bevor der Wind ihr die braun gewordenen Blätter entreißt.